



Die Wilhelmvorstadt

Ein Tübinger Universitätsquartier

Zu den bedeutendsten und weitgehend erhaltenen Stadterweiterungen des 19. Jahrhunderts in Württemberg gehört die Tübinger Wilhelmvorstadt. Den Anstoß zu ihrer Anlage gab vor circa 170 Jahren die Planung für ein neues Hauptgebäude der Landesuniversität, das erstmals in ihrer Geschichte vor den Toren der Stadt errichtet werden sollte. Damit verbunden wurde ein Wohnquartier für den gehobenen Bedarf. So war die neue Vorstadt von Anfang an auch mit großzügigen und eleganten Wohnhäusern ausgestattet. Heute ist die Gegend Tübingens lebendigstes Universitätsviertel mit einer einzigartigen gewachsenen Bausubstanz aus allen Entwicklungsphasen des Hochschulbaus der letzten 170 Jahre, vielfach entstanden unter der Beteiligung von überregional bekannten Architekten.

Sabine Kraume-Probst/Michael Ruhland

Ein Blick in die Geschichte

Die 1477 von Graf Eberhard gegründete Hochschule war zu Beginn des 19. Jahrhunderts die einzige Universität im neuen Königreich Württemberg. 350 Jahre lang entwickelte sie sich auf dem engen Terrain der Tübinger Altstadt zwischen Stiftskirche und Schloss, zwischen Ammer und Neckar. Das Bonmot, demzufolge Tübingen keine Universität habe, sondern eine Universität sei, verdeutlicht, wie sehr das Leben in Unter-

richtsbauten, Professorenhäusern und Studentenunterkünften die ummauerte kleine Stadt prägte. Zwischen 1600 und 1800 entstanden so gut wie keine neuen Gebäude für die Universität. Die ältesten akademischen Bauten in der Münz- und der Bursagasse dienten und dienen bis heute noch immer der Hochschule.

Durch die Folgen des Reichsdeputationshauptschlusses hatte sich der württembergische Staat flächenmäßig bedeutend vergrößert. Man erwartete nun auch einen entsprechenden Anstieg der



1 Die 1841–45 errichtete Neue Aula mit ihren Flankenbauten ist heute noch das Herzstück der Tübinger Universität.

2 Die Wilhelmvorstadt mit ihrem rasterförmigen Straßenverlauf. In der Mitte die Neue Aula.



Studentenzahlen, wogegen die räumliche Ausdehnungsmöglichkeit für die Universität begrenzt blieb. 1826 wurden Forderungen laut, die Hochschule nach Stuttgart, in die Hauptstadt des Königreichs, zu verlegen, wie es etwa gleichzeitig mit der bayerischen Landesuniversität geschah, die von Landshut nach München übersiedelte. Tübingen setzte daraufhin ein Zeichen für die Zukunft: Die Stadtmauern wurden niedergelegt, die Tore und Türme geschleift. Genügend ebenes Gelände für eine Universitterweiterung fand sich im flachen Ammertal, nordöstlich der Altstadt, wo sich schon der Tummelplatz der adeligen Studenten des Collegium illustre befunden hatte und wo der 1812 eröffnete Botanische Garten lag (Abb. 2).

Nobler Auftakt

Als erster gebauter Vorbote dieses Viertels kann das 1821 fertiggestellte Gesellschaftshaus „Museum“ mit seinen Veranstaltungs- und Lesesälen angesehen werden, das Gottlob Georg Barth entworfen hatte, dessen architektonische Handschrift für die spätere Vorstadt noch bedeutsam werden sollte: ein schlichter dreigeschossiger Putzbau mit sulengeschmcktem Eingang und Walmdach.

Jahre später ersetzt hier die Wilhelmstraße mit ihrem geraden Verlauf in nordöstlicher Richtung die bisherige kurvenreiche Landstraße nach Lustnau. Die große stadtplanerische Neuerung, für die der

König selbst die letzte Entscheidung 1838 getroffen hatte, war die Verlegung der Universitäts-hauptgebäude so weit vor die Stadt, wie es damals vergleichbar und nahezu gleichzeitig nur in München geschah. Die Wilhelmstraße wird das Rückgrat des rechtwinklig kreuzenden Straßensystems der neuen Vorstadt. Auch heute noch ist sie Tübingens nobelster Straßenzug (Abb. 3). Er beginnt mit dem Abschnitt zwischen dem abgebrochenen Lustnauer Tor und der Ammerbrucke, wo die meisten Häuser durch ihre gemeinsame Erbauungszeit in der ersten Hälfte der 1840er Jahre starke stilistische Übereinstimmungen aufweisen und wo nur eine Straßenseite bebaut ist, während die andere unmittelbar vom Botanischen Garten begrenzt wird. So entstand einst der Eindruck einer vornehmen Parkstraße. Die Beschränkung auf die östliche Häuserzeile war massiven Protesten gegen eine weitere Verkleinerung des Lehrgartens zu verdanken.

Das Herzstück der Universität

In Verlängerung dieser Häuserzeile öffnet sich auf der gegenüberliegenden Straßenseite der zentrale Universitätsplatz, heute Geschwister-Scholl-Platz, mit der Neuen Aula und ihren beiden freistehenden Nebengebäuden, einst errichtet für das Botanische und das Chemische Institut (Abb. 1). Das Ensemble wurde vom Hofbaumeister und Oberbaurat Gottlob Georg Barth geplant, von dem schon das genannte



Museumsgebäude stammte. Heute ist er vor allem bekannt als Schöpfer des Altbaus der Stuttgarter Staatsgalerie.

Die Neue Aula, eröffnet 1845, war im Wesentlichen ein Hörsaal- und Verwaltungsbau mit einem großen, heute in dieser Form nicht mehr vorhandenen Festsaal und vorwiegend repräsentativen Aufgaben. Zur besseren Entfaltung ihrer edlen klassizistischen Architektur ist sie von der Wilhelmstraße abgerückt, sodass ein Platz entsteht, an den Schmalseiten flankiert von den kleineren Institutsgebäuden. Die entsprechen ganz den zeitgenössischen Anforderungen von Forschung und Lehre und bestehen aus einem zweigeschossigen Trakt für Laboratorien und Dienstwohnungen sowie einem eingeschossigen Anbau, in dem der jeweilige Institutshörsaal untergebracht war – von außen über einen niedrigen Verbindungsbau zu erreichen. Alle drei Gebäude sind nicht nur durch die gemeinsame klassizistische Formsprache miteinander verbunden; ihre Gruppierung steigert die Wirkung der Neuen Aula durch die Illusion einer regelmäßigen Dreiflügelanlage. Diese städtebaulich bedeutsame Figur hat im Laufe der Zeit trotz vielfacher Veränderungen, Umbauten und Aufstockungen an den Nebengebäuden bis heute keine Abschwächung erlitten, da stets darauf geachtet wurde, die vorgegebenen Formen des Altbaus zu tradieren.

Mit der großräumigen Erweiterung durch Hans Daiber zwischen 1928 und 1931 erstreckt sich nun auch auf der einstigen Rückseite der Neuen Aula ein umfriedeter und bepflanzter Ehrenhof zwischen drei Gebäudeflügeln. Er öffnet sich zu den Kliniken und bindet die zweite Hauptachse der Wilhelmvorstadt, die Hölderlinstraße, an das neuzeitliche Universitätszentrum an.

Auch die Entwürfe für das Haus gegenüber der Neuen Aula (Wilhelmstraße 26, Abb. 4) sind auf Barth zurückzuführen. Es handelt sich um einen

3 Die einseitige Bebauung der Wilhelmstraße mit spätklassizistischen Mehrfamilienhäusern, in denen es auch Wohnraum für Professoren und Studierende gab.

4 Das einstige Wohnhaus Wilhelmstraße 26, städtebaulich ein notwendiges Verbindungsglied zwischen Wohnbebauung der Wilhelmstraße, Monumentalbauten der Universität und Klinikviertel. Das Foto entstand in der Blickachse des ehemaligen Akademischen Krankenhauses.

5 Der Ursprungsbau des Klinikviertels, das ehemalige Akademische Krankenhaus (rechts hinten), ist ein würdevoller und stattlicher Bau, der jedoch bald durch spätere, in ihrer Architektur ebenfalls ansprechende Anbauten erweitert wurde (HNO links vorne).

1844 fertiggestellten Privatbau, dessen vornehme Wohnräume 20 Jahre später dem in Tübingen studierenden württembergischen Prinzen Wilhelm als Unterkunft dienten. Ab 1874 wurde es als Augenklinik genutzt und in der Folgezeit um einen Hörsaalbau erweitert. Dieses Gebäude hat eine wichtige städtebauliche Funktion. Es verbindet das Wohnviertel mit den Monumentalbauten am Platz. Darüber hinaus dient die strenge Blickachse zwischen ihm und dem gleichzeitig erbauten Akademischen Krankenhaus der optischen Verknüpfung von Wohn-, Instituts- und Klinikbereich.

Die ersten Kliniken

Die Universität hatte im 19. Jahrhundert vor allem einen immensen Platzbedarf zur Unterbringung der naturwissenschaftlichen sowie der medizinischen Institute und Kliniken. So entstand bis 1846 auf einer kleinen Anhöhe nordwestlich der neuen Aula zunächst das Akademische Krankenhaus (Abb. 5), wiederum entworfen von Barth, aber durch seinen Nachfolger Groß ausgeführt. Es handelt sich zwar auch hier um eine repräsentative axialsymmetrische Anlage, doch die Einzelformen verweisen schon auf den zunächst an gotischen Bauwerken orientierten architektonischen Historismus. Zusammen mit dem quadratischen Erweiterungsgebäude sowie dem ehemaligen Physiologischen Institut und der Hals-Nasen-Ohren-Klinik beherrscht das Ensemble einen baumbestandenen Vorplatz, der bis zur Hölderlinstraße reicht.



Das Akademische Krankenhaus konnte nicht allen rasch wachsenden Spezialdisziplinen der Medizin auf die Dauer eine Unterkunft bieten. Bis zum Ersten Weltkrieg wurden in fußläufiger Nähe die Medizinische Klinik und die Frauenklinik errichtet, dann, an das Krankenhaus direkt angebaut, die Hals-Nasen-Ohren-Klinik, und, den Föhrberg weiter hinauf, die Psychiatrie und die Augenklinik. Während der zwanziger und dreißiger Jahre kamen im selben Umkreis die Hautklinik, die Kinderklinik und die Chirurgische Klinik dazu. Institutsgebäude innerhalb des Klinikviertels entstanden für die Physiologie (1866–68 von

6 Zu den historisch besonders interessanten Bauwerken gehört eine Fachwerkbaracke unmittelbar hinter dem ehemaligen Akademischen Krankenhaus, die ab 1869 zunächst Krankenzimmer der Chirurgischen Station aufnahm. Architekt Albert Koch hatte die Baracke nach den Grundsätzen des militärischen Lazarettbaus errichtet. Bis heute vermittelt sie einen anschaulichen Einblick in die Geschichte der Krankenpflege.



7 Das Erscheinungsbild des Pathologischen Instituts ist vom Seziersaal geprägt. Trotz Aufstockung und Anbauten lässt es sich nachvollziehen, wie hier versucht wurde, für die junge Fachdisziplin einen gültigen Bautyp zu schaffen.



8 Ein durchgehendes, rustiziertes Sockelgeschoss verklammert am Physikalischen Institut Hauptgebäude, Zwischenbau und Hörsaaltrakt miteinander, deren Baukörper und Fassaden im Übrigen ganz ihrem eigentlichen Zweck entsprechend gestaltet sind. Hinten links das palastartige Hauptgebäude, im Vordergrund der Hörsaaltrakt mit separatem Eingang und hohen Rundbogenfenstern.

Josef von Schlierholz) und die Pathologie (1872–74 von Albert Koch, Abb. 7).

Institute und zentrale Einrichtungen

Dem Institutsbau lag als Prinzip die Bereitstellung von nahe beieinanderliegenden, aber voneinander weitgehend unabhängigen Räumlichkeiten für die Forschung einerseits und für die Lehre andererseits zugrunde, erweitert um die Wohnräume des jeweiligen Institutsdirektors, unter dessen Aufsicht beides stand. Aufbauend auf der prototypischen Gestaltung der beiden Flügelbauten an der Neuen Aula entstehen in den Jahrzehnten bis zur vorletzten Jahrhundertwende weitere Institutsgebäude dieses Typs, der im Laufe der Zeit lediglich durch die vom jeweiligen Zeitgeschmack bestimmten Einzelformen gestalterisch abgewandelt wurde. So am Physiologischen Institut neben dem Akademischen Krankenhaus und auch beim Physikalischen Institut (1886–88 von Felix von Berner, Abb. 8), das vom gestalterischen Anspruch her sowie wegen seines hohen Überlieferungsgrads gleichwohl zu den bemerkenswerten Bauten in der Wilhelmsvorstadt zählt. Unmittelbar neben der 40 Jahre älteren Neuen Aula gelegen, behauptet es sich mit sei-

nen vergleichsweise steilen Proportionen und den etwas plakativen Renaissanceformen gegenüber dem Universitätshaus.

1910 bis 1912 wurde mit dem Bau der Universitätsbibliothek (Abb. 9) ein weiterer architektonischer Glanzpunkt gesetzt durch den damals noch jungen, aber schon über die Landesgrenzen hinaus bekannten Stuttgarter Architekturprofessor Paul Bonatz, den späteren Schöpfer des dortigen Hauptbahnhofs. Schräg gegenüber der Neuen Aula entstand nach seinen Plänen ein weiterer kleiner Platz – diesmal ein gärtnerisch gestalteter Freiraum mit Hecken, Einfriedungsmauern, unterschiedlich breiten Treppen und einem terrassenartigen Zwischenpodest. Dahinter liegt das Bibliotheksgebäude – als Putzbau mit markanten Eckpavillons, wenigen strengen Architekturetails und einem weit vorkragenden Walmdach ganz auf der Höhe der zeitgenössischen Architektur, die sich um 1910 dem Neoklassizismus zuwandte. Die vergleichsweise prächtige Gestaltung des einladend hervortretenden Vestibülbereichs mit seinem plastischen Schmuck verweist auf den kostbaren Inhalt des Hauses, ein Eindruck, der sich in den Fluren und Treppenhäusern, vor allem aber im großen Lesesaal noch steigert. Dagegen erscheint der mächtige Maga-

zintrakt im rückwärtigen Bereich wie ein Wissensspeicher gestaltet, angelehnt an Industriebauten der Zeit.

Die Bibliothek ist natürlich ein besonders häufig besuchter Universitätsbau; in praktischer Nähe zu ihr liegen die anderen studentischen Zentren des Viertels.

Unmittelbar südwestlich benachbart und damit direkt gegenüber der Neuen Aula entstand in den 1950er Jahren das Clubhaus (Abb. 10). Gestiftet vom amerikanischen Kongress zur Förderung „studentischer Gemeinschaft in der Demokratie“, als Mittelpunkt studentischen Lebens, als Begegnungsstätte unter den Fakultäten und zwischen deutschen und ausländischen Studierenden, ist es heute vor allem Cafeteria und Sitz der studentischen Mitbestimmung. Die Pläne zum Neubau lieferte der bekannte Stuttgarter Architekt Rolf Gutbrod, damals vor allem berühmt durch den Bau der Liederhalle in der Landeshauptstadt. Auch das Tübinger Clubhaus war für diese Zeit fortschrittlich und modern: ein elegantes zweigeschossiges Gebäude mit stark dominierendem Walmdach. An der vergleichsweise geschlossen wirkenden, ziegelverkleideten Westfassade krägt das Obergeschoss zum Teil nach außen vor, gestützt von schlanken Betonsäulen. Materialien und Farben sind abwechslungsreich und raffiniert miteinander kombiniert.

Das Dach korrespondiert auffällig mit der Universitätsbibliothek, sodass trotz der grundverschiedenen architektonischen Gestaltung beider Gebäude die Einbindung in die Wilhelmvorstadt auch hier problemlos gelingt. Im Sommer ist der Kaffeegarten zwischen dem Hauptgebäude des Clubhauses und dem rückwärtigen Wohnflügel gern besucht. Hierhin öffnet sich die eigentliche Hauptfassade von Gutbrods Bau: eine Gartenfront mit breiten Fenstern und Loggia im Obergeschoss – daneben beziehungsweise darunter zwei vor die Flucht tretende Räume mit eigener Fenstergliederung in der südlichen Fassadenhälfte, im nördlichen Viertel dominiert eine weitgehend geschlossene Wand. Dieses Spiel mit der Asymmetrie in einem ruhig-geschlossenen Baukörper und innerhalb eines von symmetrischen Strukturen beherrschten Stadtquartiers setzt sich korrespondierend im Rückgebäude fort.

Die Mensa in der Wilhelmstraße, auch sie ein Zentrum des studentischen Lebens und schräg gegenüber der Bibliothek gelegen, gehört zu den

10 Die Rückfassade des Clubhauses wirkt leicht und transparent durch die nahezu vollständige Verglasung und öffnet sich zu einer großen Außenterrasse, die – abgeschirmt vom Lärm und Verkehr der Wilhelmstraße – ein bevorzugter Sommersitz für studentische Erholungspausen ist.

wenigen herausragenden Bauten der kompromisslosen Nachkriegsmoderne in Tübingen (Abb. 11). Entworfen hat sie Paul Baumgarten, der Architekt des Karlsruher Bundesverfassungsgerichts, zunächst als Bestandteil eines neuen städtebaulichen Plans für das Universitätszentrum, der allerdings nur ansatzweise verwirklicht wurde. Umso deutlicher prägt sich die 1966 eröffnete Mensa in das Bild der Wilhelmvorstadt ein. Durch die Aufteilung in unterschiedliche, mithilfe von Fluchtreppen optisch getrennte und gegeneinander verschobene Baukörper wirkt sie trotz ihres gewaltigen Raumvolumens keineswegs blockhaft. Dabei besteht der Speisesaalbereich aus aufgeständerten hohen Glaskuben, die zum Teil weit über den Fußweg zwischen Wilhelm- und Nauklerstraße vorkragen. So entstand ein Bau von hoher Transparenz, nicht auftrumpfend gegenüber der umgebenden Bebauung. Die Speisesäle im Inneren sind hell und lichtdurchflutet, sie spiegeln

9 Zu den herausragenden Bauten im Viertel gehört die Universitätsbibliothek, mit der kurz vor Ende der Monarchie ein wesentliches Element des Wissenschaftsbetriebs, die Büchersammlung, vom inzwischen als abgelegenen empfundenen Schloss Hohentübingen in die stark gewachsene Wilhelmvorstadt verpflanzt wurde.



11 Die filigrane Fassadengestaltung und das teilweise offene Erdgeschoss täuschen am gestaffelten Gruppenbau der Mensa über die eigentliche Größe des Gebäudes hinweg.



eine Offenheit und Großzügigkeit, die in den 1960er Jahren als befreiend und für die junge deutsche Demokratie als erstrebenswert sowohl in der Gesinnung als auch in der Architektur angesehen wurde.

Der gewaltige Anstieg der Studentenzahlen vor allem in den 1960er Jahren brachte ein immer drängenderes Raumproblem: Das neu gegründete Universitätsbauamt entschloss sich zum Verlegen der naturwissenschaftlichen Institute auf die Morgenstelle, weit außerhalb der bisherigen Universitätsstandorte, zudem entstanden aber auch etliche Institutsneubauten im weiteren Verlauf der Wilhelmstraße, erstmals auch für geisteswissenschaftliche Disziplinen: zunächst 1951 der noch sehr konventionelle Bau des Pharmazeutisch-Chemischen Instituts (heute Theoretische Medizinische Institute), auf der gegenüberliegenden Straßenseite der Hegelbau (Historisches Seminar, 1958) sowie der Lothar-Meyer-Bau (Mineralogisches Institut, 1957) und schließlich der große Neubau des Neuphilologikums (1974).

Wohnbebauung

Was die Neugründung der Universität im frühen 19. Jahrhundert ganz entschieden von den Campusuniversitäten aus der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts unterscheidet, ist die Einbeziehung von Wohnbebauung im Sinne einer Stadterweiterung. Diese bestand hauptsächlich aus Mehrfamilienhäusern, meist von Tübinger Mittelstandsunternehmern errichtet zur Vermietung an Professoren und Studenten, aber auch zur Eigennutzung. Auf diese Weise war die Universität des

19. Jahrhunderts von Anfang an keine Insel außerhalb der Stadt, sondern – einer bewährten Tübinger Tradition folgend – fest eingebunden in das Stadtgeschehen. Der ersten Ausbauphase entlang der Wilhelmstraße mit ihrer repräsentativen Wohnarchitektur folgten in späteren Jahren die Miets- und Geschäftshäuser entlang der Hölderlin- und Nauklerstraße. Da auch die Institutsgebäude zunächst bewohnt wurden oder – wie im Fall des inzwischen abgebrochenen Chemischen Instituts von 1907 – ein eigenes Direktorenwohnhaus aufwies, kann man von einer engen Verflechtung zwischen Wohnen und Lehre sprechen. Dies hat sicher zum jahrzehntelangen Funktionieren und zum besonderen Flair des Universitätsviertels beigetragen.

Das Campusgefühl

In ihrer Verbindung von Universitätsbauten mit Wohnvierteln des Klassizismus und der Gründerzeit ist die allmählich gewachsene und vielfältig gestaltete Tübinger Wilhelmvorstadt ein einzigartiges Stadtquartier. Vor über 170 Jahren als Universitätscampus lange vor der Erfindung des Begriffs geplant, hat sie sich zu einem Herzstück des Studentenlebens verdichtet. Zentrale Verwaltung und allgemeine Institutionen der Hochschule sind eng verbunden mit Serviceeinrichtungen wie Mensa oder Clubhaus. Hier wird gelehrt und gelernt, geplaudert oder diskutiert, hier ist der Umschlagplatz für Informationen aller Art. Dieses Kommunikationszentrum dehnt sich im Sommer bis zum Alten Botanischen Garten aus, der bedeutendsten Grünfläche des Campus, die



12 1876 entstand auch ein Wohnhaus für die Universität: Unmittelbar an der Wilhelmstraße errichtete man für den Universitätskanzler Rümelin einen palaisartigen Bau, dessen Mittelpavillon zwei niedrigere Flügel angefügt sind – trotz des zeitlichen Abstands noch verwandt mit dem von Barth entworfenen vornehmen Wohnhaus Wilhelmstraße 26.

dann ein Picknick- und Ruheareal bildet. Dazu kommt, dass sowohl der Garten als auch die hier näher beschriebenen Gebäude Kulturdenkmale sind und eben dadurch zum besonderen Flair des Quartiers beitragen, zumal man sie spätestens seit Inkrafttreten des Denkmalschutzgesetzes 1972 pfleglich behandelt hat.

Nun sind – ähnlich wie in den 1960er Jahren – weitgehende Neuordnungen im Bereich der „Tal-Universität“ geplant. 2008 wurde ein städtebaulicher Ideenwettbewerb für den „Campus der Zukunft“ ausgelobt und entschieden. Dabei ging man jedoch allzu großzügig über qualitätvolle historische Zusammenhänge hinweg. Würde der prämierte Entwurf umgesetzt, müsste außerdem manches Gebäude fallen, das als Kulturdenkmal unter gesetzlichem Schutz steht, wie zum Beispiel das Kanzlerhaus, das Gebäude Wilhelmstraße 26, die Mensa oder das Clubhaus. Es ist zu fürchten, dass der Verlust für die Wilhelmvorstadt weitaus größer wäre als der Gewinn: Tübingen würde durch derartige Eingriffe wichtiges Kulturgut verlieren – und außerdem ein Stück seiner Identität.

Literatur

Ulrike Pfeil: Architekturführer Tübingen: neue Architektur im Landkreis Tübingen 1901–2001, Tübingen 2002.

Hans-Dieter Nägelke: Hochschulbau im Kaiserreich, Historistische Architektur im Prozess bürgerlicher Konsensbildung, Kiel 2000.



13 Es gibt sie noch, die malerischen Details im Wohnviertel der Zeit um 1900, wie hier beim Hofeingang zum großen Mietwohnhaus Keplerstraße 5.

Udo Rauch (Hrsg.): Zwischen Ammer und Neckar, Das Tübinger Stadtbild im Wandel, Tübingen 1994.
 Detlef Lembke: 500 Jahre Eberhard-Karls-Universität Tübingen 1477–1977. In: Attempto Heft 61/62, 1977, Sondernummer.

Sabine Kraume-Probst M.A.
Dr. Michael Ruhland
 Regierungspräsidium Tübingen
 Ref. 26 – Denkmalpflege